

Thomas Hauth

Übersetzungsprobe von Oek de Jong: *Zwarte Schuur* (blz. 9 t/m 18)

## KAPITEL I

### 1

Schweigend saßen sie im Taxi. Der trocknende Asphalt dampfte. Durch die halb geöffneten Fenster strömte feuchtwarme Luft herein. An einer Ampel überquerten drei regennasse Mädchen in an ihren Körpern klebenden Kleidern lachend die Straße. Das Taxi kam im nachmittäglichen Amsterdamer Berufsverkehr nur langsam voran; der Fahrer saß zur Seite gelehnt gelangweilt hinterm Lenkrad.

Maris schaute aus dem Fenster und wartete. Er wartete, bis er Fran wieder etwas sagen konnte, etwas Normales. Beide mussten sie sich noch vom Sturm der zurückliegenden Stunde erholen. Maris saß vornübergebeugt auf dem Rücksitz, weil er die Rückenlehne nicht mit seiner Jacke berühren wollte. Schließlich konnte er nachher nicht mit einem dunklen Fleck hinten auf der Jacke aussteigen. Aus den Augenwinkeln schaute er zu Fran hinüber, die vor sich hinstarrte. Sie hatte ein ockerfarbenes Seidenkleid an. Durch die dichten dunkelblonden Haare, die sie hochgesteckt trug, hatte sie ein buntes Tuch geflochten. Das zum Kleid gehörende Jäckchen hatte sie sich über die Schultern gelegt. Obwohl sein Ärger noch immer in ihm schwelte, berührte ihn ihr gequälter Gesichtsausdruck. Sogar wenn sie sich stritten, konnte ihr Gesicht ihn betroffen machen.

Wieder musterte er die vorübergleitende Stadt. Als das Taxi endlich Geschwindigkeit aufnehmen konnte und durch eine tiefe Pfütze fuhr, sah Maris durch das hoch aufspritzende Wasser das riesige Plakat an der Litfaßsäule. Seit einer Woche hingen überall in der Stadt diese Plakate mit einem Ausschnitt aus einem seiner Gemälde. Sie waren meterhoch. In seinen Augen viel zu groß. Am liebsten würde er ihnen aus dem Weg gehen. Nun bedrückte ihn der Anblick des Plakats, als wäre jetzt, da sein Oeuvre so auffällig angepriesen wurde, alles vorbei, als hätte die Welt es mit brutaler Gewalt in Besitz genommen, als gehörte es nicht mehr ihm.

"Schau mal!"

Nach zehn Minuten war es Fran, die die Stille durchbrach. Sie hielt ihm ihr Handy hin, kippte es zur Seite, damit er das Foto auf dem Bildschirm im Querformat betrachten konnte.

"Von wem?"

"Schau's dir doch an."

Er hörte etwas Gebieterisches in ihrer Stimme und spürte neuen Ärger. Er hörte auch etwas Vorwurfsvolles, weil er sich das Foto nicht sofort angeschaut hatte, sondern wie immer – wie sie behauptete – zunächst abblockte. Maris schaute auf den Bildschirm und sah ein Stück Wüste, eine kahle Böschung, auf der mit Steinen in riesigen Buchstaben die Worte GOOD LUCK MARIS zusammengefügt waren.

"Ist das nicht lieb von ihr? Und genau im richtigen Moment", sagte Fran. "Sie ist echt nicht auf den Kopf gefallen. Das merkt man."

"Warum schickt sie das Foto dir?"

"Weil sie weiß, dass ich ständig auf das Ding schaue."

Maris öffnete sein eigenes Handy.

"Ich habe es auch."

Während er Fran ihr Handy zurückgab, konnte er sie nicht anschauen. Auch Fran wandte den Blick ab.

Er klemmte sich sein Handy zwischen die Knie und beugte sich nach vorn, um das Foto besser sehen zu können. Stan, seit zwanzig Jahren seine Stieftochter, hatte es gemacht. Schon seit ein paar Wochen hielt sich an Orten auf, wo man zur Zeit besser nicht sein konnte. Von einer türkischen Grenzstadt aus unternahm sie mit zwei bewaffneten Führern Touren durch Syrien und den Irak, um die Verheerungen des Kriegs festzuhalten – den aufgerissenen Stahl zerschossener Panzer und bombardierte Städte ebenso wie ausgebrannte Autos, am Straßenrand liegende Leichname und den Blick der Kinder, die das alles überlebt hatten. Sie schickte Fran und ihm Nachrichten,

sodass sie ihr folgen konnten. Manchmal hatte sie jedoch kein Netz und war vorübergehend unerreichbar.

Heute schien sie sich in einer friedlichen Umgebung zu befinden. Sie waren beide erleichtert.

Über dem sich scharf abzeichnenden Rand der Böschung hing ein blassblauer Morgenhimmel. Stan war bei Sonnenaufgang aufgestanden, um die Buchstaben zurechtzulegen. Maris sah sie vor sich, mit Ringen unter den Augen nach einer zu kurzen Nacht, ein wenig heiser, am Rand eines Dorfs, mit ihren Führern und dem staubigen, verbeulten Pritschenwagen. Mit Daumen und Zeigefinger wischte er über den Bildschirm, um das Foto zu vergrößern. In einem der O's auf der Böschung stand eine Ziege und riss das Gras aus dem Boden.

"Sie hat es heute Morgen gemacht", sagte er, "und vor einer Viertelstunde konnte sie es dann verschicken."

"Ist das nicht lieb?"

"Sehr lieb." Er versuchte, sie freundlich zu stimmen. "Aber jetzt vermisse ich sie noch mehr."

"Sie hat ihr eigenes Leben, Mensch."

Maris schaute wieder hinaus, sah die bekannten Straßen, die bekannten Gebäude, die Stadt, in der er schon nahezu vierzig Jahre lebte, abzüglich der fünf Jahre, die er in New York verbracht hatte. Er schloss die Augen und versuchte sich auf das zu konzentrieren, was vor ihm lag, indem er sich die Räume im Stedelijk Museum in Erinnerung rief, in denen er im Laufe der vergangenen Woche so viele Stunden verbracht hatte – seine Gemälde, zum Teil schon aufgehängt, zum Teil noch vor den Wänden auf dem Boden, Kisten, aus denen Gemälde zum Vorschein kamen, die er manchmal schon Dutzende von Jahren nicht mehr gesehen hatte, die Fahrgerüste, die Leitern, überall Müll auf dem Fußboden, die Männer mit den weißen Handschuhen. Er dachte an das gestrige Diner für die Sponsoren zurück, bei dem sie im Museum

zwischen seinen Gemälden gesessen hatten. Nur noch ein paar Stunden, ermahnte er sich, dann ist deine Arbeit hier getan. Als erste würde er nachher im Eingangsbereich des Museums Laura und Golo sehen. Anschließend eine Unmenge an Menschen. Diese Aussicht rief keine Abneigung in ihm hervor, sondern eine nach vorn gerichtete Kraft – er würde das Kind schon schaukeln.

Er schaute zur Seite. Fran legte sich das Jäckchen auf die Knie und blieb leicht vornübergebeugt sitzen.

"Alles in Ordnung?“, fragte er.

"Geht schon."

"Okay."

"Wir hätten viel früher aufbrechen müssen."

Maris schwieg, fassungslos. Dann sagte er kühl:

"Das siehst du völlig richtig, Fran."

"Wenn du mich nicht so angetrieben hättest, hätte es auch geklappt."

Maris gab keine Antwort; er wollte sich nicht provozieren lassen.

Das Dröhnen von Drillbohrern kam näher. Er schloss das Fenster und musterte, da eine Unterhaltung jetzt nicht mehr möglich war, die Gebetskette, die am Rückspiegel hing; dann schaute er durch die Frontscheibe zu den Männern, die mit entblößtem Oberkörper und Gehörschutz auf einer Kreuzung den Asphalt zwischen den Straßenbahnschienen herausbrachen. Auch Fran und der Fahrer schlossen ihre Fenster. Gelbe Schilder tauchten auf. Auch das noch – eine Umleitung. Das Taxi fuhr an den Männern mit den Drillbohrern vorbei. Der Lärm wurde ohrenbetäubend. Maris fand ihn unerträglich, wie alle lauten Geräusche – Lärm machte ihn aggressiv. Doch er starrte weiter vor sich hin. Nichts sollte ihn jetzt noch aus dem Gleichgewicht bringen.

Fran musste sich noch immer von dem überstürzten Aufbruch und von allem, was sich davor ereignet hatte, erholen. Stundenlang hatte sie zu Hause den Druck gefühlt. Maris hatte sein ganzes Repertoire abgearbeitet – von subtilen Andeutungen über

freundliche Bitten und sanften Zwang bis hin zu "Soll ich schon mal Wasser in die Badewanne einlaufen lassen?" und "Weißt du schon, was du anziehst?". Denn ja: Heute war der große Tag. Sie hatte kurz davor gestanden, ihn nicht zu begleiten und ihn für ein katastrophales Jahr zu bestrafen. Aber sie hatte es nicht übers Herz gebracht, sondern war trotz allem wieder eingeknickt. Nun ärgerte sie sich über ihr Kleid, das zu eng anlag. Sie hatte die Luft anhalten müssen, als Maris den Reißverschluss in ihrem Rücken zuzog. Für eng anliegende Kleider hatte sie mittlerweile ein paar Pfunde zu viel auf den Rippen. Trotzdem hatte sie – angetrieben von seinem schweigenden Warten – dieses Kleid ausgewählt. Sie ärgerte sich darüber, dass sie eingelenkt und etwas angezogen hatte, mit dem sie ihm einen Gefallen tat. Und sie ärgerte sich über das Tuch, das sie sich durch die hochgesteckten Haare geflochten hatte. Viel zu jugendlich. Auch für ihn.

Sie warf einen Blick zur Seite, wo Maris noch immer schweigend vor sich hinstarrte. Auch der Taxifahrer, der sofort gespürt hatte, dass dieser Mann keinen Smalltalk wollte, schwieg beharrlich. Sie sah, dass Maris angespannt war, hatte Verständnis für ihn und konnte sich trotzdem nur über seinen reglosen Schädel ärgern, über seine Selbstbezogenheit. Immer wieder gelang es ihm, sich sein Umfeld gefügig zu machen.

"Wie viele Besucher erwartest du eigentlich?“, fragte sie.

"Achthundert."

"So viele?"

Sie verstummte.

"Was für eine Menschenmasse", sagte sie dann. "Ich denke, Maris, dass ich mich so nach einer Stunde verdrücke und zu Hause alles vorbereite."

"Wie du meinst."

Maris hatte noch nicht einmal mehr Lust, sie anzuschauen. Er griff zum Handy und suchte das Foto, das Stan ihm geschickt hatte. Am meisten rührte ihn, dass sie sich die

Mühe gemacht hatte, auch seinen Namen aus Steinen zusammenzulegen.

2

Als sie beim Stedelijk ausstiegen, war der Asphalt trocken. Maris atmete die lauwarmer Luft tief ein und schaute sich um. Beim Museum standen Absperrgitter, vor denen eine lange Reihe geladener Gäste auf die Vernissage wartete, viele Frauen mit nackten Armen, viele braungebrannte Gesichter, schöne Kleider, schöne Anzüge – ein festlicher Anblick. Über dem Museumplein zogen noch ein paar dunkle Wolken dahin, bestrahlt von der tiefstehenden Sonne. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite das Concertgebouw, die Häuser und Geschäfte, die er schon so lange kannte.

Maris schaute sich um, als ob er sich noch nicht dem vor ihm liegenden Abend hingeben wollte.

Dann nahm er entschlossen Frans Hand – eine nicht allzu wohlwollende Hand – und ging zum Personaleingang des Museums, wo seine Assistentin und sein Assistent ihn erwarteten. Golo im dunklen Anzug, Laura auf hohen Absätzen, in einem Kleid, das – Maris erkannte ihr Taktgefühl – bescheiden war und nicht die Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Auch hier war sie sich ihrer Rolle bewusst. Es rührte ihn, die beiden zu sehen, jung und konzentriert, auf ihn wartend, dienstbereit, aber auch unruhig, ungeduldig und offensichtlich erstaunt, dass er noch so entspannt auf sie zugehen konnte. Sechs Monate lang hatten sie sich für ihn abgerackert; es war eine sehr intensive Zeit gewesen. Er küsste Laura auf die Wange und zog Golo kurz an sich. Aufmerksam wie sie waren, bewunderten sie Frans Kleid, die leicht abwesend auf ihre Komplimente reagierte. Lauras Erscheinung, ihre Reaktionen auf Maris und seine Reaktionen auf sie beanspruchten ihre ganze Aufmerksamkeit.

Im Aufzug überließ Maris die Unterhaltung den anderen. Er musterte die dunklen Wolken über der Stadt. Langsam glitt die gläserne Kabine zu den Büroräumen auf dem Museumsdach hinauf.

Als die Türen aufgingen, sah er, schräg von hinten, die Direktorin, die, in ein Gespräch vertieft, auf sie alle wartete. Sie trug dieselben Kleider wie bei dem Festessen gestern Abend: eine weit geschnittene, lange schwarze Jacke, bis oben zugeknöpft, zu einer weiten schwarzen Hose – ihren Arbeitsanzug, wie sie das Outfit nannte. Mitten im Satz drehte sie sich zu ihnen um; auf ihrem bleichen Gesicht mit den rot geschminkten Lippen erschien ein Lächeln, und mit weit ausgebreiteten Armen kam sie ihnen entgegen. Maris gab ihr einen Kuss und entschuldigte sich für die Verspätung, wenn auch nicht gerade sehr schuldbewusst – es war chic, um gerade jetzt zu spät zu kommen. Sie freute sich, ihn zu sehen, sagte sie, und *terribly happy*, dass es jetzt endlich soweit sei. Sie begrüßte auch Fran mit warmen Worten, als würden sie sich schon seit Jahren kennen. Danach nahm sie Maris und Fran beim Arm und führte sie zu der Stelle, an der mehrere Personen auf sie warteten. Sie applaudierten. Maris grüßte. Das Adrenalin strömte. Er blühte auf.

Mit einem Glas Champagner in der Hand folgte er der Direktorin, als diese sich für eine vorläufig letzte Zigarette aufs Dach begab. Als sie über die hohe Schwelle hinwegsteigen musste, beugte sie sich nach vorn, um zu sehen, ob sie den Fuß richtig hinsetzte. Aus der Nähe konnte Maris ihr kurzgeschnittenes schwarzes Haar und – auf dem jetzt sichtbar werdenden weißen Hals – schwarze Pünktchen erkennen. Manchmal war es nicht angenehm, scharfe Augen zu haben. Der Anblick des nackten, weißen Nackens erinnerte ihn an einen Videofilm, in dem er diese Frau mit einer anderen Frau in einem Zimmer gesehen hatte, vor einem Fenster, und in dem sie sich gegenseitig ausgezogen hatten, bis sie ganz nackt waren, und dann die Kleider der jeweils anderen anzogen. Das musste Dutzende von Jahren her sein, diese Performance in einem Zimmer auf dem Land.

"Watch out", sagte er.

Er reichte ihr seine Hand. Sie ergriff sie mit ihrer verschwitzten Hand. Ihr Lächeln war blutrot.

"Thank you, Maris."

Auf dem Dach fischte sie eine Schachtel Zigaretten und ein Feuerzeug aus ihrer Designertasche, die auffallend tief an ihrem Schenkel anlag, direkt über dem Knie. Beim ersten Zug saugte sie die Wangen ein und inhalierte gierig. Sie rauchte wie ein Mann. Sie erzählte ihm, dass *The Guardian* über seine Ausstellung schreiben wolle und dass sie den Korrespondenten der *New York Times* einzuladen beabsichtige. Sie war eine phantastische Netzwerkerin. *Art Forum* zählte sie zu den zehn einflussreichsten Personen im Kunstbetrieb. Maris wusste das – das war auch der Grund, warum er dort, an ihrem Stammpfad zum Rauchen, neben ihr stand.

Der Ehrensaal des Museums war noch leer und kühl, als sie ihn durchquerten. Da hingen Maris' größte Gemälde, einige seiner Diptychen und – an nahezu unsichtbaren Drähten – die Dutzenden von kleineren und größeren Arbeiten aus seinem Zyklus *After Grünewald*. Aus der Museumshalle war lautes Stimmengewirr zu hören, das von den hohen Wänden widerhallte.

Als sie oben an der großen Treppe vor dem Ehrensaal auftauchten, schalteten sich grelle Lampen ein. Maris hielt Frans Hand. Er lächelte und winkte, mit der linken Hand, da er linkshändig war. Ehe er sich versah, stand die Direktorin schon am Mikrophon. Von ihrer Rede bekam er nur mit, dass sie, wissentlich oder unwissentlich, die Malerei als "old-fashioned medium" bezeichnete, worin es ihm dennoch immer wieder gelinge, "etwas Neues" zu machen. Außerdem probierte sie noch ein wenig modische Kunsttheorie an seinem Werk aus, doch das interessierte ihn nicht. Er sah zwei junge Frauen auf der überfüllten Treppe, die ihn bewegungslos beobachteten, fing den Blick einer Frau mit entblößten Schultern auf, entdeckte die Gesichter einiger Freunde und ließ den Blick weiter über die Menge schweifen, braungebrannt und erfrischt nach ein paar Urlaubswochen, der Inbegriff sommerlicher Überschwänglichkeit.

Maris sprach nur kurz, wie das bei Vernissagen seine Art war. Er machte Eindruck

mit seiner tiefen Stimme und dem seeländischen Zungenfall, seiner Körpergröße und dem markanten Gesicht – der langen, geraden Nase, den schwarzen, grau durchzogenen Haaren und den hellblauen Augen. Obwohl er schon fast vierzig Jahre in Großstädten wohnte, konnte man ihm noch immer ansehen, dass er aus einem Dorf stammte und dass seine männlichen Vorfahren Bauern und Landarbeiter gewesen waren, genauso kraftstrotzend wie er und mit den gleichen großen Händen ausgestattet. An diesem Abend im September war er außerdem von der Aura einer großen Ausstellung – fünfzehn Räume mit Gemälden, die Arbeit eines halben Menschenlebens – und einer schon seit Wochen anhaltenden Werbekampagne umgeben.

Maris dankte allen, bei denen er sich bedanken musste, und sagte zum Schluss: "Painting is *not* an old-fashioned medium. I would say it's just a very old medium. Human beings have been painting for thirty thousand years and they will never stop! Nur damit ihr Bescheid wisst!"

Zustimmender Jubel wurde laut. Mitten in der Menschenmenge war die Stimme eines Mannes zu hören, die vom Applaus übertönt wurde. Maris winkte ins Publikum. Auch das tat er nur kurz – wenn auch lang genug für die Fotografen. Beim Winken fiel sein Blick auf ein uraltes Ehepaar, klein und gebeugt, das an der Balustrade um die große Treppe herum stand, ein wenig verwaist, und mit einemmal vermisste er seine Eltern.

Die Räume füllten sich innerhalb kurzer Zeit. Maris ging in Begleitung eines Kamerateams durch die Ausstellung. Er wurde zu den Gemälden geführt, die am häufigsten reproduziert worden waren. Das ließ sich beinahe nicht vermeiden. Er ließ den Dingen ihren Lauf. So landete er vor *Drowning*, einem sehr großen, sehr blauen Gemälde mit schwarzen und rosafarbenen Pinselstrichen. Im dunklen Blau zeichnete sich die Gestalt einer von einem Strick umschlungenen jungen Frau ab, die kopfüber in etwas schwebte, das Wasser sein konnte, das Gesicht fast ganz hinter ihren Haaren

verborgen. Ein Auge linste durch die Haare hindurch. Mit ein paar Pinselstrichen hatte er ein japanisch oder chinesisches wirkendes Auge daraus gemacht. An anderen Stellen der Leinwand hatte er Dutzende von Augenpaaren gemalt, ausnahmslos geschlossen. Das dunkle Blau und die in einen Strick gewickelte Frau verliehen dem Gemälde eine beklemmende Ausstrahlung. Es war aus New York gekommen, wo es im MoMA zur Dauerausstellung gehörte, und war auf dem Plakat, das die Ausstellung ankündigte, zu sehen.

Bei diesem Gemälde begann er sich, vor dem Auge der Kamera, unbehaglich zu fühlen. Er fuhr sich mit der Hand über Nase und Mund und schaute zu Boden. Er wollte weg, konnte aber nicht. Er erzählte, dass er dieses Werk gemacht habe, nachdem er Fotos von den Ama gesehen habe, der Frauen, die vor der Küste japanischer Inseln nach Muscheltieren tauchen. Eine von ihnen sei ertrunken und tot aus dem Wasser gezogen worden, umwickelt von dem Strick, der an ihrer Taille befestigt gewesen sei. Wie alle anderen Taucherinnen habe sie nur einen Lendenschurz, eine Taucherbrille und ein Messer getragen. Ein paar Sekunden lang betrachtete er das Gemälde schweigend.

"Später habe ich mich eingehend mit den Taucherinnen befasst", sagte er dann und wandte sich von dem Bild ab. "Diese Arbeit wird nur von Frauen gemacht, schon seit Jahrhunderten. Sie tauchen bis zu einer Tiefe von zehn Metern und können bis zu zwei Minuten unter Wasser bleiben. In den fünfziger Jahren hat ein Italiener sie fotografiert. Er hat auch das Foto von dem toten Mädchen gemacht. Ich weiß noch, dass sie prachtvolle Brüste hatte. Aber sie war tot."

Er lächelte. Ein überflüssiges Lächeln. Er musste daran denken, wo er das Buch des italienischen Fotografen gefunden hatte – bei Strand in New York. Er hatte das Buch aufgeschlagen, und das erste Foto, das ihm unter die Augen kam, war das von der ertrunkenen Taucherin mit den Haaren vor dem Gesicht und dem Strick um den Körper – sie lag in einem kleinen, offenen Boot. Er hatte es sofort wieder zugeklappt, war zwischen den Bücherregalen hindurch zu diesem knarrenden, altmodischen Aufzug

gegangen und hatte das Gebäude verlassen. Er hatte Stunden gebraucht, bis er sich vom Anblick dieses einen Fotos erholt hatte. Doch am nächsten Tag war er zurückgegangen – auf einmal musste er das Buch, dieses eine Foto, unbedingt haben, und fürchtete, dass es nicht mehr dastand – und hatte es gekauft.

"Übrigens war das Foto von der ertrunkenen Taucherin nicht der Beginn dieses Gemäldes. Ich hatte mich gerade mit den blauen Gemälden von Yves Klein beschäftigt, auf denen er Schwämme, vollgesaugt mit blauer Farbe, befestigt hat. Angefangen habe ich mit dem Anlegen von Farbflächen, dem Malen der Augen – und dann ist das hier zum Vorschein gekommen."

Die Lampe an der Kamera ging aus. Äußerlich war Maris unbewegt geblieben – ein Maler, der über seine Arbeit sprach. Aber der Schweiß war ihm ausgebrochen: Seine Verwirrung – die er nicht gespürt hatte, als das Gemälde aus einer Kiste gezogen oder aufgehängt wurde und als er es, nachdem es aufgehängt worden war, betrachtet hatte – war ihm unverständlich. Sie musste etwas mit der Kamera und mit den Menschen um ihn herum zu tun haben. Während er wieder in Bewegung kam und sich das Gesicht mit einem weißen Taschentuch abtupfte, entdeckte er zwischen den Umstehenden den Journalisten, der für ein Wochenblatt einen Artikel über ihn schreiben wollte. Der Mann beobachtete ihn und schaute weg, als Maris' Blick seinen kreuzte.